



5. Jahrgang

Lauenburg (Elbe), Oktober 1932

Nummer 10

Rund um Hohenhorn.

Blauderei über alte Kirchenbücher.

Von Dr. Ludwig Kiehn, Hamburg.

(Schluß.)

Wie weit auch fürderhin der Strom der Welt an Hohenhorn vorüberzurauschen schien, so schlugen kleine Wellenspritzer dennoch gelegentlich bis hierher. Nicht nur so, daß man z. B. erfuhr, daß der bis dato „Churfürstlich-Brandenburgische Postillon“ zu Eschburg nunmehr, seit 1701, ein „Königlich Preussischer“ geworden sei, der es auf allen Poststationen dem „Königlich Großbritannien“ Kollegen gleich tun könne; nein: es marschierten auch jetzt noch mancherlei Truppenverbände durch die Dörfer. Aber sie plünderten, sengten, brannten und erpreßten nicht mehr: Der „Militarismus“ hatte begonnen, seinem neuen Begriff soldatischer Ehre Geltung zu verschaffen.

Als Pastor Fischer nun mit dem neuen Jahrhundert ein neues Kirchenrechnungsbuch begann, trug er in einer für ihn so bezeichnenden, überaus gewissenhaften Art hier nicht allein die Beträge ein, die er für kirchliche Zwecke ausgeben mußte, sondern verbuchte auch genau alle jenen kleinen Gelder, die er an Bettler und Bittsteller aus aller Herren Länder verteilte. So spiegelt das Buch getreu die Lage der kirchlichen Kapitalinvestitionen und deren Zinsertrag sowie die gesamte Wirtschaftsführung der Kirchenverwaltung wieder, angefangen bei den Kosten des Segeberger und Lüneburger Kalks für den Turmneubau im Jahre 1701 bis hin zu den Kannen Bier der Schiffer, die den Kalk bis Geesthacht geleitet hatten, und der transportierenden Bauhofsleute und sonstigen Handwerker. Von den verhältnismäßig erheblichen Kosten dessen, was bei dem Festmahl der Hohen Landesfürstlichen Visitatoren „verzehrt und aufgegangen“ war, bis hin zu kleinen Ausgaben für den Kuchungen oder für Nägel und Bretter am Badhaus, Schaf- und Schweinestall oder am Wagenschauer des Pastorates, können wir uns ein Bild machen. Wir lesen, was damals die Wagenschmiere kostete und wie kostspielig ein Radbruch werden kann u. ä. m.

Wie bunt das Bild nun besonders all derer ist, die da betteln kamen, erfahren wir aus den sorgfältigen Bemerkungen über die Leute selber und ihr Schicksal. Jeden hatte irgend ein Mißgeschick auf die Landstraße geworfen und zu einer Lebensweise verdammt, in der häufig mancher nur durch die Mithätigkeit der Mitmenschen im weiten deutschen Vaterland vor dem Verhungern bewahrt wurde. Greifen wir nur einiges heraus, so finden wir immer wieder, wie auch damals oft und westdeutsches Grenzvolk schwer getroffen war. Russen und Franzosen treten dem guten Fischer immer wieder als Urheber des Elends entgegen. So gibt er einmal „einem durch die Mußowiter abgebrannten Bürger aus Schweritz in Pohlen“ einen kleinen Zehrpennig. Aus Niederschlesien, der Lausitz, „Pohlen“ und „von den Pohlischen Grenzen“, jenen Landen, die unter den Verheerungen des Nordischen Krieges sehr zu leiden hatten, kamen nach 1705 mancher vertriebene Prediger und Bürger. Auch Adelige waren darunter; so erhielt ein „durch die Mußowiter und Chosacken ruinierter Lieutenant aus Biffland, Friederich von Meyer“, drei Schilling!

Auch Städtenamen Ungarns wurden in der Studierstube der Pastoren als Antwort auf die Frage nach dem Woher genannt.

Besonders reich aber ist auch der deutsche Westen vertreten: Neben Mannheim, Speyer, Straßburg liest man von Wertheim, Neudorf in der Pfalz, Lauterbach und Steinau, Ellensbach, Durlach, Hohenreichen, Freudenburg, Gersbach, Pandau, ja von Weisenburg im Elsaß. Immer wieder klagten die Leute, sie mochten nun Schmied, Kaufmann oder Bauer sein, sie seien „durch die Franzosen ruinierter“. So erhält auch 1704 ein „durch die Franzosen vertriebener Edelmann Herr Johann Michael von Ellersheim“ 4 Schillinge. Von einem der Unglücklichen heißt es einmal, die Franzosen hätten ihm Nase und Ohren abgeschnitten; und für das Jahr 1707 verbucht der Pastor für den „Weingärtner Johann Georg Weißmann, dem die Franzosen zwei Finger aus der Hand gehauen“ hätten, einen geringen Betrag. Auch aus den spanischen Niederlanden, die im spanischen Erbfolgekrieg Schauplatz heftiger Kämpfe waren, bittet ein Pastor aus Brabant, den „die Franzosen vertrieben“, um eine milde Gabe. Sechs Schillinge gab er auch einmal „einem gewissen Professori linguarum orientalium zu Löwen, Herrn Johann Nicolaus Otto“, der vielleicht einen geflüchteten Kollegen der hebräischen Sprache aus Riga beneidet haben mochte, den das Kirchenbuch für die fraglichen Jahre als Verwalter der Mentorser Schullehrerstelle verzeichnet. Geradezu erschütternd ist es, wenn wir von „einem aus Straßburg wegen der Religion vertriebenen Prediger, Herrn Magister Johannes Heinsius“, lesen: Schon damals pflegte man, wenn i. Jt. auch nur auf Grund der katholischen Orthodoxie des Staates Ludwig XIV., nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes Ausweisungen Deutscher aus dem ehemals alten deutschen Kulturlande zwischen Rhein und Wasgenwald vorzunehmen! Nachdem der Westfälische Friede 1648 den Grundsatz festgelegt hatte, daß jeder „Untertan“ das Bekenntnis seiner Landesregierung teilen mußte, war jeder Uebertritt zum anderen Bekenntnis mit staatsbürgerlicher Entrechtung verbunden. Politische Verfolgungen setzten ein, denen man sich erst durch den Auszug in die Fremde entziehen konnte. Welcher Glaubensmut gehörte also noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts dazu, um für innerste religiöse Ueberzeugungen einzutreten. Daß evangelische Pastoren für diese um ihres Glaubens willen vertriebenen Menschen besonders gern sorgten, liegt auf der Hand. Und so pürte auch in Hohenhorn der „von der Päpstlichen zu unserer Lehre getretene Münch“ die Hilfsbereitschaft seines neuen Kirchenverbandes. Auch erfahren wir von „einem Ungarischen Edelmann, Johann Ascanius von Brücken, welcher von den Päpsten zu uns getreten, und deswegen ins exilium wandern mußte“. — Wir sehen, wie hier die Bekenntnisverbundenheit Standes- und Nationalunterschiede beiseite rückt. „Einem Pohlischen vom Adel, Alexander Ignatius Krodowsky, so evangelisch geworden“ (1701), reißt sich als anderer „Conversus“ ein schlichter Bonifatius Albertus Kras-

nopolsty an, und diesem eine „zum Christenthum getretene und getaufte Türkin Anna Sybilla Stephanie“. Vermuthlich war sie eine flüchtig gewordene Frau aus den Balkanländern, die sich zunächst an den Troß einer österreichischen Formation gehängt hatte, zum evangelisch-christlichen Glauben zwar übergetreten war, nun aber durch die deutschen Lande irrte; so streifte sie auf ihren Wanderungen also auch einmal Hohenhorn.

Eine besondere Rolle spielten jener Zeit die Juden. Nicht jeder Sohn Israels konnte damals mit seinen Kindern in Deutschland wohnen, wo er wollte. Er mußte dazu die Genehmigung der Landesregierung besitzen und erlangte diese auch nur gegen Zahlung einer hohen Kopfsteuer. Arme Juden waren also auf diese Weise einem dauernden unruhigen Wanderleben ausgelegt und heften auf den Landstraßen von den Grenzpfählen des einen Ländchens zu denen des nächsten. Als „Bettel-Juden“ verschrien, wurden sie überall als Landplage empfunden, so wie etwa heute bei uns die landfremden Zigeuner. So fordert 1712 eine gedruckte Verordnung, die sich mit den Gefahren der Uebertragung von ansteckenden Krankheiten durch „das überflüssige unnütze Volk, in specie die Bettler und Juden“ befaßt, daß man sie radikal „hinausschaffe“. Sehr alttestamentlich und nicht gerade besonders christlich empfunden ist die Strafandrohung für jene, die der Anordnung nicht Folge leisten wollten: „die Betteljuden sollten zu ersten mit harter Gefängnis auf 10–14 Tage belegen in die ärgsten Hunde-Köcher geworfen, mit Wasser und Brot gespeiset und übel tractirt werden“. Kommen sie dann doch wieder, so „sollen sie zum zweiten mahle mit Stauppen-Schlägen und einem Brandt-Mahl belegen, zum drittenmahle mit dem Strange bestraft werden“. Wenn nun überdies den konfessionierten Juden bei den höchsten Strafen verboten ward, in ihren Häusern die Brüder ihres Blutes und ihres Glaubens heimlich zu beherbergen, so darf man schon mit Recht einen gelinden Zweifel hegen an dem wirklich inneren Glaubensdrang derer, die sich jezt zum Kreuze bekehrten. Mit den Schriftstücken über ihren Glaubenswechsel versehen, hatten sie nunmehr aber freie Bahn auf den Landstraßen gewonnen. Pastor Fißcher muß ihnen gegenüber eine gewisse Schwäche gezeigt haben. Die Beträge, die er ihnen aushändigte, überschreiten seinen sonst gewohnten Satz oft um mehr als das Doppelte. Interessant sind die neu angenommenen Namen dieser Judenchristen. So lesen wir z. B. von „einem getauften Juden Arnold Gerhards“, welcher von höchsten Stellen „gute Testimonia vorgezeigt“. Und so kommt „ein zum Christenthumb übergetretener Rabbi Georg Gabriel“ und die „zu Christo“ bekehrten Christian Vömel, Valentin Christian, Johann Christian, Christian Rosenstock, Vicent Niclas, Paul Paulsen, Peter Johannsen u. a. vor.

Wie unsicher sonst aber gerade „das Bettelvolk“ die Landstraßen machte, bezeugt die Verordnung gegen die „Pferdieberey“, 1699 zuerst herausgegeben. Das Pferdebstehlen hatte derart um sich gegriffen, daß die Tiere gleichermaßen auf dem Felde wie im Stalle „nicht mehr sicher seyn“. Nun sollte jeglicher, welcher der „Dieberey“ überführt würde, „ohne einige Gnade mit dem Strange vom Leben zum Tode gerichtet werden“. Es mag nach etlichen statuierten Exempeln schließlich doch gewirkt haben. Durchmustert man einmal die Liste derer, die die Landstraßen bevölkerten, so bilden die armen blinden Bettler oder Leute „mit einer lahmen Hand“ u. ä. die harmlosen, der reisende „Zimmer-Mann“ und der „Buchdrucker-Geselle“ die soliden und schließlich die zu Fuß nach ihren Universitäten wandernden Studenten die ungefährlichsten „Land-Streicher“. Gerade die Müßiggänger jener Zeit, mögen sie nun aus Ostpreußen, Frankfurt a. d. Oder, oder von sonst herkommen, mußten sich zum Teil bitter sauer durchschlagen. Mehrfach zogen sie zu zweien und dreien; und wohin sie kamen, da bettelten sie nicht plump wie andere Fecthbrüder, sondern stellten ihre musikalische Schulung in den Dienst des Broterwerbes und bildeten so eine Art fahrender Musikanten. So gibt denn auch Pastor Fißcher einmal „zween reisenden Studenten, welche eine Musifk präsentirt“, je einen Schilling. Gelegentlich aber scheinen sie das Geld nicht eigentlich verdient zu haben und der kritische Pfarrherr tadelt sehr, daß sie so „ jämmerlich musiciret“. Werthwürdige Leute waren auch unter diesen Jüngern der Wissenschaft. So kam einst ein Jüngling mit dem hochklingenden Namen Johann Valerius Sybthenius, der war einmal vorübergehend Soldat gewesen und wollte nun gern davon freikommen. Sein Lösegeld bettelte er sich darum langsam zusammen. Ein merkwürdiges Faktotum war auch „ein alter

Studiojus N. Gebhardus, — welcher, seynner eigenen Aussage nach, nicht allemahl bey vollkommenen Verstande“ war. Als er nach einiger Zeit abermals in Hohenhorn vor sprach, erhielt er trotz allem die für Fißchers Einstufungsgrundsätze ungeheure Summe von 8 Schillingen, weil er „von den Kirchen dieses Herzogstums einen Tractat herauszugeben vorgegeben“. Geschrieben hat er ihn wohl nie.

Keineswegs nun, daß Fißcher immer sehr leichtgläubig gewesen sei. „Einem Bettelweib, das sich für eine Pastorin ausgegeben, aber keinen genügenden Beweis gehabt“, gab er nur einen Schilling. — Nein, er guckte sich alle Leute recht genau an! Wer da kam und bettelte als armer „abgedankter Soldat“, der mußte schon genau berichten, ob er „Musquetirer“, „Piquenirer“, „Grenadirer“, „Dragouner“ oder „Constabel“ war. Wenn er „blehret und abgedankt“ war, so bekam er zwei Schillinge, sonst meistens nur einen. „Officirer“, „Unter-Officirer“, „Wachtmeister“, „Lieutenant“, „Capitän“, „See-Officirer“, alle wurden genau von einander gesondert. Doch zur Ehre des christlichen Gerechtigkeitsgefühls der alten Pastoren sei berichtet, daß er „einem abgedankten Schwedischen Dragouner, so gefährlich blehret“, nicht weniger gab als „dem abgedankten blehreten pöhlischen Officirer Siegmund Albert Joffty“. Welche Lebensschicksale mögen da in kurzen Bepredungen im Studierzimmer des Pastoren jeweils zur Sprache gekommen sein. Wer denkt nicht auch einmal an den Major von Tellheim aus Lessings Minna von Barnhelm und sein Schicksal? Was alles mag sich an Enttäuschung in einem Menschenleben vollzogen haben, wenn wir lesen von „einem Brandenburgischen Bereiter, welcher, wie er vorgegeben, alles das Seine zur See verloren“!

Witunter kommen auch Leute betteln, die das Lösegeld für gefangene Familienangehörige zusammensuchten. Und so gibt Fißcher einen Kirchenschilling „einer armen Priesterwitwe zur rankionierung ihres in der Türkei gefangenen sitzenden Sohnes (1700)“ oder er händigt „einem armen Manne Georg Rorsworosky zur rankion seines in der Türkei gefangenen sitzenden Bruders“ zwei Schillinge aus. Auch schriftliche Bitten, z. B. für evangelische Kirchenbauten in Neidenburg in Ostpreußen, Holland und im Elsaß wurden nicht abgeschlagen. Vielfach schieden bedrängte Städte und Kirchengemeinden ihre mit Ausweisen versehenen Sammler durch die Lande. So lesen wir z. B. für das Jahr 1708, daß ein wenig gegeben ward „denen beyden Evangelisch Lutherischen, durch die Bayrischen Kriegsvölker vor etlichen Jahren abgebrannten Kirchen, zu Lugau und Germersbach, der kaiserlich Freyen Reichs-Stadt Compten zugehörig, von welcher auch der Collectant eine Vorschrift gehabt, zu deren Auferbauung“. Auch Sammlungen „für bedrängte Pastoren“, wenn diese z. B. „von den Franzosen vertrieben“ waren und nun z. B. „durch einen Bürger der Stadt Treudenburg . . . zu ihrer Sustentation colligiren lassen“, wären zu erwähnen.

Leider hat nun Fißchers Nachfolger diese genauen Angaben im Kirchenrechnungsbuch unterlassen. Mit Fißchers Tode fällt gewissermaßen der Vorhang vor diesem bewegten bunten Bilde seiner Bittsteller. Sein Nachfolger bringt eigentlich nur nackte Zahlenangaben, und wir wissen nicht, worauf sie sich beziehen. — Wir klappen die Bücher langsam zu. Ueber 200 Jahre und mehr ist das alles her, was sie uns berichten. Die Menschen sind andere, die Erde sieht anders aus: aber Not und Sorgen stehen auch heute wieder mehr denn je vor den Türen und pochen an unsere Herzen. „Muschowiter“ und „Frantzosen“: — heut alles wie einst. Nicht nur Hohenhorn allein spürt all das, nein alle deutschen Dörfer im ganzen Land. Aber auch das wird vorübergehen so wie unser Leben auch. Und in weniger als 200 Jahren wird man auch von uns nicht mehr verzeichnet finden als Namen im Sterberegister; doch unsere Enkel werden auch an unsere Zeiten denken.

Preußen in Hohnsdorf, Franzosen in Lauenburg.

(Aus den Aufzeichnungen „Erinnerungen aus meinem Leben“ von Joh. Fr. Eiselein, Professor der Geschichte und Staatswissenschaften zu Halle 1823–1853.)

Seit dem 17. September 1813 zog nun die Truppe, welcher ich angehörte (Infanterie des Lützowschen Freikorps), im Lüneburgischen umher und war nach und nach in Dalenbung,

Das Fest der Goldenen Hochzeit

konnten am 8. Oktober d. J. Herr Schlachtermeister Christian Mühelfeldt und dessen Gemahlin Anna, geb. Reinde, Elbstraße 133 hier selbst wohnhaft, begehen. Der Ehejubililar ist 1855, die Ehejubililarin 1861 in Lauenburg (Elbe) geboren, beide sind also 77 bzw. 71 Jahre alt und erfreuen sich beneidenswerter Gesundheit und geistiger Frische.

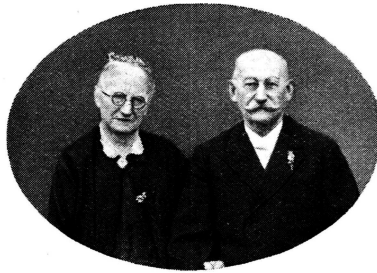
Herr Christian Mühelfeldt, der von 1875 bis 1877 seiner militärischen Dienstzeit beim Infanterie-Regiment Nr. 76 in Hamburg genügte, übernahm bei seiner Verheiratung im Jahre 1882 das väterliche Schlachtereigenschaft mit der besonders in Schiffsahrtkreisen altbekannten Gastwirtschast „Zum alten Schifferhause“.

Zahlreiche und herzliche Aufmerksamkeiten wurden dem alten Ehepaare entgegengebracht, so daß sich dieses Ehejubiläum zu einem Ehrentage außerordentlicher Art gestaltete. Die Berufskollegen des alten Schlachtermeysters, denen dieser in unermüdlicher Arbeit 33 Jahre hindurch als Innungsschriftführer gebietet hat, welches Amt er neben dem ihm 1928 übertragenen Kassengeschäften noch heute mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit versieht, erfreuten das Jubelpaar mit einem von der Stadtkapelle ausgeführten Morgenständchen und überbrachten im Laufe des Tages die Glückwünsche der Innung und ein Diplom.

Unter den vielen Glückwunschtelegrammen befand sich auch ein solches des Reichspräsidenten von Hindenburg mit nachstehendem Wortlaut: „Zu dem seltenen Fest der Goldenen Hochzeit sende ich Ihnen und Ihrer Gattin meine herzlichsten Glückwünsche. Ich hoffe und wünsche, daß Ihnen noch ein recht langer und ungetrübter Lebensabend im Kreise Ihrer Familie beschieden sein möge. von Hindenburg“.

Für die Preussische Staatsregierung überbrachte Herr zweiter Bürgermeister Freystadt seinen Glückwünsche mit einem Geschenk, und der Vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz ließ durch Damen des Vorstandes die guten Wünsche des Vereins übermitteln. Im Verlauf der Feier fand sich dann auch Herr Pastor Seeler ein, um das goldene Hochzeitspaar nochmals einzusprechen und die Bedeutung des Tages auf Grund des Schriftwortes Psalm 37, 5-6: „Befehl dem Herrn deine Wege“ in zu Herzen gehender Weise zu würdigen und den Alten Glück und Segen für die Zukunft zu wünschen.

Auch die Handwerkskammer erinnerte sich des Ehrentages durch Übermittlung eines Glückwunschkreisens und eines Geschenks.



Christian Mühelfeldt und Frau Anna, geb. Reinde

Wie vielseitig sich Herr Christian Mühelfeldt in seiner Vaterstadt im gemeinnützigen Wirken jederzeit mit Erfolg betätigt hat, das kam bei der Feier in einer Weise zum Ausdruck, die dem Genannten der beste Beweis des Dankes und der Anerkennung war.

Zur Beglückwünschung und Ueberreichung von Diplomen fanden sich Abordnungen des Krieger-, Reservisten- und Landwehrvereins, dem der Ehejubililar seit der Gründung angehört und dessen Vorsitzender er von 1880 bis 1894 war, der Schützengilde und deren dritter Kompanie, ferner der Freiwilligen Feuerwehr ein, deren Ehrung dem ehemaligen pflichterfüllten Kameraden und Hauptmann-Ammann galt. Vertreter des

Männerturnvereins überreichten ihrem Mitbegründer, späteren langjährigen Vorsitzenden und allezeit eifrigen Förderer eine Plakette mit dem Reliefbildnis des Turnvaters Jahn, eine kleine Turnschülerin brachte die Wünsche der Turngemeinde in poetischer Form zum Ausdruck, und eine Kinderabteilung des Vereins erfreute den alten Turner und dessen Gemahlin durch den Gesang einiger Turnerlieder. Abends erschien dann noch die Sänger der „Liedertafel“, um die Goldene Hochzeit ihres Ehrenmitgliedes durch ein Ständchen zu verschönern, wobei noch bemerkt sein möge, daß Herr Christian Mühelfeldt dem Verein schon mit seinem 18. Lebensjahre als begeisterter Sänger angehörte und am 14. August 1924 anlässlich seiner fünfzigjährigen Mitgliedschaft zum Ehrenmitglied ernannt wurde. Auch die Sänger des Sängerbundes brachten dem Jubelpaar einen harmonischen Gruß. Die Gratulanten aus Freundes- und Bekannntkreisen wollte von morgens bis abends fast kein Ende nehmen. Und um die Hauptache nicht zu vergessen: der gesamte Familienkreis, zwei Söhne, fünf Töchter, die Schwiegerkinder und dreizehn Enkelkinder sowie die beiden noch lebenden Brüder des Herrn Christian Mühelfeldt, nahm an der Feier teil, wodurch sich diese zu einem Familienfest schönster Art gestaltete. Glück und Freude war dem goldenen Hochzeitspaare in so reichem Maße beschieden, daß dieser Tag als eine unvergängliche Erinnerung in den Herzen des alten Jubelpaares weiterleben und dessen Lebensabend mit einem goldenen Schimmer verklären wird.

Auch die Schriftleitung unserer Heimatbeilage übermittelt dem goldenen Hochzeitspaare nachträglich die besten Wünsche.

Lüneburg, Winjen im Quartier. Dies änderte sich mit dem 5. Oktober. In der Nacht sollten wir Kähne bekommen, um nach Lauenburg überzusetzen, und die Franzosen, die es noch besetzt hielten, überfallen. Von Boizenburg aus sollte die Stadt zugleich auf dem rechten Elbufer überfallen werden. Dazu kam es zwar nicht, aber die Absicht hatte doch die Folge, daß wir Hohendorf (Hohnhorf) an der Elbe, Lauenburg gegenüber, 3 Meilen von Dalenborg, 2,5 Meilen von Lüneburg und 2 Meilen von Bleede, besetzten. Wir bildeten zwei schwache Kompanien unter den Lieutenants Affermann und Krost, lagen in zwei Häusern in geringer Entfernung von einander und hatten nur einige Kosaken bei uns, bis man uns zehn Mann Lüchowische Reiterei unter einem Oberjäger schickte. Die Jägerkompanie war von den Füsilieren getrennt worden und mit anderen Truppenteilen des Corps verbunden worden.

Die Franzosen, die in Lauenburg lagen, hatten Geschütze bei sich und konnten nach Belieben die Häuser, wo wir lagen, in Grund schießen. Darum lag mir zweierlei am Herzen, einmal, daß unsere Soldaten sich des Schießens nach Lauenburg hinüber enthielten, um die Franzosen nicht zu reizen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und dann, daß die Fenster unserer Häuser nach Lauenburg zu des Abends versetzt würden, damit nicht der Feind das Licht in den Zimmern zur Zielscheibe wählen könnte. Ich war bei allen Gelegenheiten ein geschworener Gegner des zwecklosen Schießens. In dem vorliegenden Falle war eher anzunehmen, daß eine nach Lauenburg hinüber gesandte Kugel einen unschuldigen Einwohner traf, als einen Franzosen. Ich setzte es deshalb bei unserm Führer durch, daß ein Parolebefehl erlassen wurde, der das eigenmächtige Schießen streng untersagte; aber damit war freilich wenig

erreicht, wenn nicht streng auf die Befolgung des Befehls gehalten wurde, und das geschah leider nicht.

Die Feldwebel der beiden Kompanien waren ganz verlassene Schlingel, mit denen nichts anzufangen war. Ich machte daher kurzen Prozeß. Als ich einst diese beiden Rumpfe wieder ganz besoffen fand, ließ ich sie beide arretieren, und da ihr schlechtes Verhalten notorisch war, so wurde ihnen ihr Amt als Feldwebel genommen und mir für beide Kompanien übertragen. Ich selbst erlebte es dann, daß einmal von einem Menschen, der schon früher als Soldat gedient hatte, dicht hinter mir, als ich auf dem Elbdeamm auf und ab ging, nach Lauenburg hinübergeschossen wurde. Ich fuhr den Täter an, und als er trotzig erwiderte, er müsse besser als ich wissen, was Kriegsgebrauch sei, drohte ich ihm, ihn niederzuschießen, wenn ich ihn wieder Subordinationswidrig fände.

Was das Verstellen der Fenster anbetrifft, so bemerke ich, daß das Haus, worin die Affermannsche Kompanie lag, so eingerichtet war, wie gewöhnlich die Bauernhäuser im nordwestlichen Deutschland. Ein Teil enthielt die Wohnung der Familie, der andere größere in der Mitte die Tanne und auf beiden Seiten derselben die Ställe. Affermann und ich hatten ein großes Schlafzimmer inne, welches zwei Fenster der Elbe zugewandte. Daneben war ein anderes, bei weitem kleineres Zimmer, welches die Oberjäger der Kompanie einnahmen. Es hatte nur ein Fenster nach der Flußseite, und an diesem saßen die Oberjäger gewöhnlich abends, oft auch bei Tage, und spielten Karten. Ich versetzte sehr bald die erwähnten Fenster in unserm Zimmer und riet den Oberjägern, das ihrige ebenfalls vor dem Dichtangünden zu versetzen. Sie taten es nicht, und so konnten die Franzosen in Lauenburg sich diesen Lichtpunkt be-

quem zur Zielscheibe machen. Sie taten es, und einmal flog ganz unerwartet eine Granate durch jenes Fenster. Zufällig war nur der alte Vater des Schulzen, dem das Haus gehörte, im Zimmer; aber die Vorsehung wachte über ihm. Die Granate platzte, die Stücke flogen um den Greis herum und ließen ihn unverletzt.

Zuweilen erinnerten uns die Feinde an ihre Gegenwart, indem sie uns entweder einige Paßkugeln oder Kartätschen zusandten. Die ersteren gingen meist über unser Haus hinweg, wogegen die Kartätschen mehrmals in unser Strohdach drangen und klackernd über unsern Köpfen auf den Hausboden fielen. Schon hieraus ergibt sich, daß unsere Lage eine sehr mißliche war. Sie wurde es aber noch mehr dadurch, daß die Franzosen in Lauenburg in dem Besitze einer Menge von Rähen waren, mit deren Hilfe sie oberwärts in der Nacht unbenutzt übergehen und uns den Rückzug abschneiden konnten, während wir gleichzeitig von Lüneburg aus überfallen wurden. Es war deshalb die größte Wachsamkeit nötig. Jede Bewegung der Schiffe am jenseitigen Ufer mußte beobachtet werden und in unserm Rücken mußte in einem Halbkreis eine Postenkette ausgestellt werden, die uns gegen Ueberrumpelung sicherte. Ich stellte diese unsere Lage unsern Oberjägern recht lebhaft vor, um ihre Wachsamkeit zu schärfen, und hatte die Freude, zwei von ihnen los zu werden. Der eine, ein Schulkamerad von mir, aber schon Familienvater und damals in Sandau angestellt war, bat, ihn zu seiner eigentlichen Compagnie zurückgehen zu lassen, weil er dort besser für seine geschwächte Gesundheit sorgen könnte. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Den andern sandte ich einmal mit zwei Mann zum Recognoscieren aus und er verschwand mit ihnen und ließ sich von den Hannöverschen Husaren anwerben, wie wir von seinen Begleitern erfuhren, die nach einiger Zeit wieder zu uns zurückkehrten.

Die Patrouille in der Nacht, die niemand gern übernahm, weil eine Postenkette in einer Ausdehnung von ungefähr ein und eine halbe Stunde zu begehen war, übernahm ich häufig selbst und setzte mich dann zu Pferde. Gern nahm ich einen Oberjäger Schneider mit, einen geborenen Elsäßer, der als französischer Husar den unglücklichen Feldzug nach Rußland mitgemacht hatte und dann zu uns übergetreten war. Er hatte eine große Zuneigung zu mir gefaßt. Manchmal ließ ich mich auch des Spähes wegen von unserm Chirurgus, einem Feigling ohne gleichen, begleiten. Ich konnte darauf rechnen, daß, wenn ich ihn, sobald wir von einem Posten angerufen wurden, vorschiekte, er Parole und Feldgeschrei vor Schrecken verzagte. Einmal kam ich selbst in Verlegenheit. Ich war allein und wurde plötzlich mit „Halt-la, qui vive!“ angerufen. Im ersten Augenblick glaubte ich mich verirrt zu haben und an einen französischen Posten geraten zu sein, dann aber fiel mir ein, daß wir unter uns einen Spanier und Italiener hatten, die noch als ehemalige französische Soldaten an die französischen Kriegsgewohnheiten und Sprechweisen gewöhnt waren, und so trat ich denn dreist vor. Meine Vermutung war richtig; der Spanier Antoni hatte mich angerufen.

Eines Morgens wollten die Posten an der Elbe bemerkt haben, daß die Franzosen in Lauenburg Anstalt machten, über die Elbe zu gehen, eine Vermutung, die auch bald bestätigt zu werden schien. Wir wurden ungewöhnlich heftig beschossen und rückten nun in ganzer Stärke an den Elbdamm, der uns als Schutzwehr diente, aber doch nicht verhinderte, daß ein paar Soldaten fielen und der Lieutenant v. Noßitz so verwundet wurde, daß wir ihn zu Wagen fortschaffen mußten. Er wurde nach Berlin zu seinem Oheim gebracht, wo ich ihn später in Genesung fand.

In Hohendorf (Hohnstorf) veranstalteten wir auch einmal einen Ball in unserm Hause. Es war die Einrichtung der Verpflegung unserer Mannschaften so geordnet, daß alle Tage von den benachbarten Dörfern das Mittagessen von Bauernmädchen, nach dortiger Sitte auf dem Kopfe, herbeigebracht wurde. Lange Züge kamen auf diese Weise täglich herbei und es fehlte bald nicht an zärtlichen Beziehungen zwischen den Soldaten und den schmucken Dirnen, die denn auch nichts einzuwenden hatten, als sie von uns zum fröhlichen Tanze eingeladen wurden.

Ich muß hier noch eines Spähes gedenken, den wir uns mit den Franzosen in Lauenburg machten. Wenn in der Nacht aller Lärm in dem Städtchen aufhörte, konnten wir deutlich vernehmen, wann die Posten an der Elbe abgelöst wurden. Wir dachten daher, daß sich durch das Sprachrohr, das wir bei

uns hatten, Mitteilungen an die Franzosen würden machen lassen, und als uns die von den Verbündeten nach der Schlacht bei Leipzig (16. bis 19. Oktober 1813) erlassene Proklamation zugegangen war, riefen wir dem nächsten französischen Posten zu: er möchte doch bei der nächsten Ablösung die französischen Offiziere in der Stadt bitten, an das Ufer zu kommen, wir hätten ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen. Wir stellten uns dann zu der ausgemachten Zeit wieder ein und riefen in französischer Uebersetzung die Proklamation über den Fluß. Als wir zu Ende waren, glaubten wir ein schallendes Gelächter zu hören.

Bis zum 27. Oktober blieb ich in Hohendorf; an diesem Tage aber ward ich mit den wenigen Leuten abgelöst, die mit mir dem ersten Bataillon angehörten.

Chronik des Monats September 1932.

12. Der niedrige Wasserstand auf der Elbe hat im Laufe der verflossenen Woche angehalten. Der Magdeburger Pegel zeigte nur noch einen Stand von plus 0,27 Meter.
15. Das Lauenburger Strandbad hat mit Beendigung der Sommeraison den Badebetrieb eingestellt. Das Strandbad hat sich während seines jetzt dreijährigen Bestehens ausgezeichnet bewährt.
24. Die Genossenschaftsbank e. G. m. b. H. hielt im Hotel Stapenbed ihre Halbjahrsversammlung ab.
23. Der Herbstmarkt hat unter der Ungunst des Wetters schwer zu leiden gehabt. Fast den ganzen Tag und besonders in den Abendstunden ging ein schwerer Regen hernieder, der den Marktverkehr fast völlig lahmlegte. Die Budeninhaber haben sich deshalb dahin geeinigt, ihre Zelte bis Sonntag stehen zu lassen, um der Einwohnerlichkeit Gelegenheit zu geben, die Jahrmarktsfreuden an diesem Tage, für den günstiges Wetter erwartet wird, besser genießen zu können.
28. Auf dem Gebiet der Oberelbe sind die Stromregulierungsarbeiten jetzt in vollem Gange. Im Bauabschnitt Boizenburg-Barförde wurden 450 Wasserbauarbeiter eingesetzt.

Den Alten zur Ehr'.

Ihren 89. Geburtstag konnte am 21. September Frau Magdalene Wübbenhorst, geb. Twesten, Hamburger Straße 59, feiern, während am gleichen Tage Frau Mener, geb. Möller, Hafenstraße 13, 86 Jahre alt wurde. Beide sind geistig noch recht frisch.

Die älteste Enjassin des St.-Annen-Hospitals, Glüsinger Weg 6, Frau Elise Bollhorn, erreichte am 23. September ihr 88. Lebensjahr. Obwohl sie seit langem kränkelt, ist sie noch von bemerkenswerter geistiger Regsamkeit.

In die Reihe der Achtzigjährigen unserer Stadt trat am 1. Oktober der Polizeioberwachmeister i. R. Herr Heinrich Heide mann, der 1882 in Dassendorf geboren wurde und in Artlenburg das Maurerhandwerk erlernte. Nachdem er in den Jahren 1872/73 seine militärische Dienstzeit beim 1. Garde-Regiment z. F. in Potsdam absolviert, besuchte er die Baugewerkschule in Mienburg an der Weser, um nach weiterer beruflicher Tätigkeit in den Polizeidienst unserer Stadt einzutreten, in der er nach kurzer Probepflichtleistung feste Anstellung als Polizeijergeant fand. Herr Heide mann durfte sich als Beamter allseitiger Beliebtheit und uneingeschränkter Anerkennung seiner vorgelegten Behörde erfreuen, und bei seinem am 1. Februar 1917 erfolgten Uebertritt in den Ruhestand wurden ihm die Erinnerungsmedaille und das Allgemeine Ehrenzeichen verliehen. Lange Jahre war der Achtzigjährige auch in der Kirchenvertretung tätig, und der Krieger-, Reservisten- und Landwehrverein schätzte in dem alten Kameraden eines seiner treuesten und bewährtesten Vorstandsmitglieder.

Ebenfalls 80 Jahre alt wurde am 22. Oktober Frau Margarethe Kubasek, Elbstraße 104, die ihren Geburtstag bei bestem körperlichen Wohlbefinden und geistiger Regsamkeit begehen konnte. Frau Kubasek unternimmt noch des öfteren Besuchsreisen zu ihren auswärtigen Verwandten und fast täglich Spaziergänge, ohne die Beschwerden des Alters zu empfinden.